

Exkurs: Zum gesellschaftlichen Selbstverständnis der Werftarbeiter

In Auseinandersetzung insbesondere mit der Untersuchung von Popitz/Bahrdt zum Gesellschaftsbild der Arbeiter (Popitz u. a., 1957) haben wir in früheren Arbeiten (Kern/Schumann, 1970; Baethge u. a., 1976) auf Veränderungen hingewiesen, die sich in der gesellschaftlichen Selbstdefinition der Arbeiter abzeichnen. Unsere Befunde deuteten darauf hin, daß zwei zentrale Merkmale des Arbeiterbewußtseins – das Leistungsbewußtsein vom besonderen gesellschaftlichen Wert der eigenen Tätigkeit als produktiver Arbeit und das Bewußtsein von der gemeinsamen »Eingeschlossenheit in das Arbeiterschicksal« (Weltz) –, die beide eine hohe Bedeutung haben für die Herausbildung solidarischen Selbstbewußtseins und gesellschaftlicher Identität, für zunehmend weniger Arbeiter gelten. Wir verwiesen in diesem Zusammenhang u. a. auf Unsicherheiten bei der Bestimmung der eigenen Arbeitsleistung sowie auf die Individualisierung der Berufs- und Lebensperspektive und deuteten die Gefahr der Zerfaserung des Arbeiterbewußtseins sowie des Brüchigwerdens einer geschichtlich fundierten kollektiven Identität an.

Diese Diskussion wird hier wieder aufgenommen. Obwohl wir dieser Thematik in der vorliegenden Studie nicht systematisch nachgehen konnten, erscheint es uns auf der Basis der Werftarbeiter-Interviews doch möglich, einige der mit ihr verbundenen Probleme zu präzisieren und die Richtung anzudeuten, in der sich ein Wandel des gesellschaftlichen Selbstverständnisses der Arbeiter abzeichnet.

Wir treffen bei den Werftarbeitern insofern noch auf einen konturierten Begriff vom »Arbeiter«, als ein charakterisierendes Merkmal durchgängig genannt wird: körperliche Arbeit. »Körperliche Arbeit« steht für jenen Typus von Tätigkeit, der durch belastende Verrichtungen ebenso gekennzeichnet ist wie durch eine evident nützliche, in ein faßbares Produkt mündende Leistung. Jedenfalls für die Werftarbeiter ist die Arbeit des Arbeiters immer noch synonym mit körperlicher Anstrengung und »Dreck« sowie mit nachvollziehbarem Produzieren und vorzeigbarem Produkt. Oder, in den Worten der Befragten:

»Typisch für den Arbeiter ist, daß er seine Kraft einsetzt, irgendwas zu schaffen oder zu vollbringen oder herzustellen, d. h. die praktischen Ausführungem macht. – Alles, was hier körperlich arbeitet und abends die Hände schmutzig hat und kaputt ist, was hier so richtig am Malochen ist und praktisch was leistet, das ist für mich ein Arbeiter. – Die also einen Blauen tragen und mit ihrer Hände Arbeit ihr Brot verdienen.«

Doch erscheinen die Merkmale der traditionellen gesellschaftlichen Selbstdefinition, d. h. das offensive Leistungsbewußtsein und das Kollektivbewußtsein, bei der Mehrheit der Werftarbeiter anders gefaßt und insgesamt in ihrem Stellenwert für ihre soziale Identität erheblich reduziert. Ein offensives, Produktivität letztlich nur mit der körperlichen Arbeit begründendes *Leistungsbewußtsein* reklamiert nur etwa noch ein Drittel der Werftarbeiter (vgl. Tabelle 1) für sich.

Tabelle 1: Leistungsbegriff für manuelle Arbeit

	Gesamt	Berufsgruppe		
		RS	SB	ES
	n	n	n	n
	134	41	42	51
	%	%	%	%
offensiv: körperliche Arbeit wird identifiziert mit <i>der</i> produktiven Leistung	32	27	38	32
neutral: Gleichwertigkeit der Leistung von körperlicher und nicht-körperlicher Arbeit	55	61	55	50
k. A., n. e.	13	12	7	18
	100	100	100	100

Die Argumentationsfiguren entsprechen hier noch jener Diktion, die in den frühen fünfziger Jahren Popitz/Bahrndt bei der Mehrheit der Hüttenarbeiter ermittelt haben:

»Wenn der Arbeiter nicht arbeiten würde, würde keiner was haben. Würden ja die Büros nicht existieren können, was sollten die da denn, wenn der Arbeiter nicht da wäre. Das ist ja das Grundfundament, Arbeiter.« (ES)

»Wenn diese Arbeiterschicht wegfallen würde, dann würde alles wegfallen. Da würde nichts mehr sein. Ohne Arbeiter geht das nicht, da bricht alles zusammen. Wenn keiner mehr arbeiten will, was nützt denn, was nützen uns denn 100 000 Ärzte und 100 000 Professoren oder sonst was, so Schreibtischtäter. Die nützen doch gar nichts mehr. Was soll denn der schreiben, wenn nichts mehr ist.« (RS)

»Wenn wir nicht arbeiten würden, wo sollte denn sonst der Wohlstand herkommen, dann hätte der Reiche auch nichts. Da bin ich fest von überzeugt, ohne uns wären die, könnten die doch gar nicht. Früher war das eben brutaler, eben ausgebeutet, irgendwie ausgebeutet, ausgenutzt, nicht. Das hat sich ja schon eben geändert, also in den Gewerkschaften usw. Aber ich glaube, ohne uns könnten die gar nicht existieren. Die könnten noch so viele Maschinen usw. erfinden, aber uns könnten die nicht ersetzen. Es muß eben Leute geben, die arbeiten.« (SB)

Nach unseren Ergebnissen ist aber dieses Leistungsselbstverständnis nur noch bei einer Minderheit in Geltung. Für die Mehrheit scheint eher eine Haltung charakteristisch, die auf eine Hierarchisierung des Leistungsbeitrags der verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen verzichtet. Bezugspunkt ist eine Funktionsdifferenzierung in einem arbeitsteiligen Gesamtprozeß – verstanden zumeist als betrieblicher Produktionsprozeß, teilweise auch als gesamtgesell-

schaftliche Reproduktion –, in den der eigene Arbeitsbeitrag als für das Ergebnis notwendige Leistung gleichgewichtig mit dem anderer Funktionsträger eingeht. Der betriebliche oder gesellschaftliche »Gesamtarbeitskörper« bildet nach diesem Verständnis ein »integriertes Leistungskollektiv« (Jaeger, 1975), das kooperativ die Arbeitsresultate herstellt, bei durchaus gleichgewichtigen Anteilen der Teilkollektive. »Belegschafts Kooperation« wird zu einer umfassenden, über die Arbeiter hinausweisenden Kategorie, schließt Technikerkader ein, bei Teilgruppen sogar die Kaufleute und selbst die Unternehmensleitungen. Das Produktionsergebnis hängt vom Beitrag der Arbeiter ebenso ab wie von dem anderer beteiligter Gruppierungen; weder wird dabei eine Priorität für die eigenen Leistungen in Anspruch genommen noch gelten diese als leichter ersetzbar oder funktional minder notwendig. Bezogen auf den betrieblichen Funktionszusammenhang ist folgende Argumentation typisch:

»Ich kann ja keine Arbeit machen, wenn der da oben nicht die Zeichnung vorbereitet, wenn der Techniker das nicht ausrechnet. Also, es ist ein Rad, wo jeder Zahn gebraucht wird. Wenn da einer fehlt, dann ist das nicht in Ordnung. Man kann nicht sagen, nur der Arbeiter. Die Arbeiter bilden sich das ein, ich weiß das. Die sagen: Ja, wenn ich dies nicht, wenn wir das Schiff nicht gebaut hätten, dann hätte die Werft das nicht verkaufen können. Und wenn die Techniker das nicht konstruiert hätten, hätten wir das nicht bauen können. Also, so ist es doch. Es muß eins ins andere arbeiten. Aber der kann nicht von sich behaupten, nur ich hier habe den Wohlstand für den Angestellten da oben und für den Unternehmer oder Beamten gemacht. Das gibt es nicht. [. . .] Ein Arbeiter ist direkt angewiesen auf den Techniker, und der Techniker ist angewiesen auf den Arbeiter. Aber erst müssen wir den Techniker ausbilden, damit der das ausrechnet. Wir sind ja leider die Letzten, und ist auch ja so, der Letzte muß das fertigmachen, weil das erstmal in Vorbereitung ist. Wenn der Arbeiter das fertig hat, dann kann es verkauft werden. Dadurch bildet sich der Arbeiter ein, wenn ich das nicht gemacht hätte, könnte der das nicht verkaufen. Und wenn der das nicht konstruiert hat, könnte ich das nicht machen. Also könnte er das auch nicht verkaufen. Also, das ist ein Zahnrad, wo kein Zahn fehlen darf.« (RS)

»Um so ein Schiff bauen zu können heute, bedarf es auch der Techniker und der Ingenieure und der Bauzeichner. [. . .] Das ist keine einseitige Angelegenheit. Die haben ja praktisch genausoviel Anteil an dem Schiff. Der Handwerker, der das Schiff nachher zusammenfügt, der könnte es ja heute ohne dem gar nicht mehr machen. [. . .] Denn sehen Sie, andere Leute oder andere Wissenschaftler, die ermöglichen ja auch erst wieder das, daß das so gemacht wird, oder vielleicht besser gemacht wird.« (RS)

Dieses Funktionsmodell als Basis gleichgewichtiger Leistungseinschätzung der beteiligten Teilkollektive wird von Einzelnen durchaus über den betrieblichen Rahmen hinaus auf den gesellschaftlichen Reproduktionsprozeß angewandt. Die Tätigkeiten im tertiären Sektor ebenso wie die Sphäre der Politik werden in einen integrierten horizontalen Verbund der Arbeitsteilung eingeordnet:

»Der Arbeiter ist das letzte Glied der Kette, wollen mal so sagen, nicht wahr. Aber ohne Planung und Vorkalkulation und Handel und Wandel, Kaufmann und dergleichen, nicht, denn würden wir ja oben auf unseren Schiffen festsitzen, nicht, das muß genauso sein. Jeder bringt seinen Anteil. Der ehrlich und echt mitarbeitet, bringt seinen Anteil am

Endprodukt. Man darf das nicht so eng sehen, daß man sagt, nur derjenige, der das Brot backt, hat auch das Brot hergestellt. Das fängt ja mit dem Bauern an, der im Herbst schon sein Land umpflügt, das Korn sät und so weiter und so fort, bis das Endprodukt Brot fertig ist. Da kann doch gar nicht der Bäcker sagen, hier, das ist mein Brot, so kann auch der Arbeiter nicht sagen, das ist mein Produkt.« (RS)

»Ich glaube, da ist jeder dran beteiligt, ob ein Arbeiter oder Angestellter, ob ein Diplomat oder irgendwie was. Ich mein, wenn wir keine Regierung hätten, könnten wir keine Aufträge kriegen. Ich finde, das hängt alles bloß so zusammen, daß jeder dran beteiligt ist.« (RS)

Die qualitative Rolle der Arbeiter in dieser funktionalen Zuordnung wird in der Polarität von Praxis und Theorie oder, diese Kategorien verengend, in der von Ausführung und Planung bzw. Direktion gesehen. Dabei erlaubt das Selbstverständnis als Praktiker gerade dem Facharbeiter eine sehr selbstbewußte Reklamierung auch intellektueller Komponenten des Arbeitshandelns. Der Praktiker nimmt für sich die spezifische Kombination von manueller Geschicklichkeit und fachlichem Wissen in Anspruch und klassifiziert insofern »berufliches Können« als kollektiven Arbeitsbeitrag. Die Identifizierung von Arbeiterfunktionen mit diesem Praxisbild finden wir in unserem Sample am ehesten bei den Rohrschlossern, die jedoch diesen Sachverhalt gerade nicht mehr unter dem Aspekt der Priorität des Arbeiterleistungsbeitrages verstehen, sondern eingebunden in die gleichgewichtige Funktionsgliederung.

Ein Selbstverständnis als bloß »Ausführender« bietet wenig Spielraum für dieses arbeitsbezogene Selbstbewußtsein. Im Rahmen der Zweiteilung von manueller und geistiger Arbeit findet man sich mit seinem Arbeitsbeitrag in der Rolle des nachgeordneten »Nur«-Produzenten entsprechend den Plänen, Vorbereitungen und auch Direktiven anderer. Die Funktionsteilung gegenüber der technischen Planung und administrativen Leitung erscheint als vorgegebene, verbindliche Bestimmungsgröße der eigenen Aufgaben. Auch dieses Verständnis einer Funktionsgliederung entlang der Polarität von reiner Ausführungsleistung einerseits und intellektueller »Führung« andererseits begreift die eigene Leistung im Rahmen der kooperativen Gesamtproduktion als notwendigen Beitrag, doch da er nicht mehr von jenem traditionellen Produktivitätsbewußtsein körperlicher Arbeit überhöht wird, bleibt diese Selbstdefinition relativ defensiv.

»Klar, das Praktische muß gemacht werden, aber da gehört auch natürlich 'ne bestimmte Schicht zu, die theoretisch arbeitet. Was nützt es, wenn man da 2000 Hände nimmt und bewegt einen Stein und da ist ein Kopf, der sagt, da bauen wir vier Räder drunter. Irgendeine Schicht muß ja immer da sein, die, woll'n mal sagen, wenn man von niedrigen Arbeiten reden will, die die ausführen müssen, daß die Allgemeinheit einen Wohlstand hat.« (ES)

»Es müssen ja auch noch welche da sein, die das bestimmen, wie das gemacht wird. Das ist ein Zusammenhang, wenn da keine Betriebsführung wär und keiner, der das von oben dirigieren würde, dann würde kein Ablauf sein vom Ganzen, dann würde das einfach nicht harmonieren. Der Arbeiter schafft das so ziemlich mit seinen Händen, aber nur unter Anleitung. Wenn hier Unternehmen nicht da wären oder die Werft, dann könnten

wir nicht mit den Händen nicht arbeiten, so will ich mal sagen. Der Arbeitsplatz muß da sein, die Arbeitsaufträge, so will ich mal sagen, das muß vorweg sein.« (SB)

Die neue Leistungsbewertung bedeutet – unabhängig davon, ob man ein spezifisches berufliches Selbstbewußtsein entwickelt oder sich eher in einer zumindest qualifikatorisch nachgeordneten Funktion wahrnimmt – für alle diese Arbeiter gleichermaßen die Preisgabe eines besonderen, dezidiert von anderen, nicht-manuell Arbeitenden abgegrenzten, exklusiven Leistungsbe-
wußtseins. Für ihre gesellschaftliche Identität als Arbeiter hat es bei der Mehrheit seine zentrale Stellung eingebüßt.

Und auch im *Kollektivbewußtsein* der Arbeiter von ihrer gesellschaftlichen Lage zeichnen sich Veränderungen ab. Nach unseren Ergebnissen ist zwar unverkennbar, daß es für die Mehrheit noch ein gemeinsames Verständnis der sozialen Plazierung gibt – mehr als die Hälfte sehen die Arbeiter »unten« in der Gesellschaft (56%, vgl. Tabelle 2), knapp ein Fünftel (besonders häufig die Rohrschlosser) siedelt sich in einer »Mitte« im Sinne eines integrierten »Unten« zusammen mit dem Gros der Angestellten an, und nicht einmal 10% begreifen sich als »Mittelstand«, der sich seinerseits nach »unten« zumindest von Randgruppen (u. a. »Asoziale«, »Schwache und Kranke«, »Ausländer«) abgrenzt.

Das Bewußtsein gesellschaftlicher Benachteiligung als Arbeiter ist ungebrochen. Es wird auch heute noch meist in dem Topos ausgedrückt: »Der Arbeiter kommt immer als schlechtester irgendwie weg, das ist immer so gewesen und das bleibt auch so. – Der Arbeiter ist immer unten, er kommt immer als letzter. Das ist nicht hier so, das ist überall so.« Die im Vergleich mit »früher« wahrgenommenen Verbesserungen in der materiellen Reproduktion haben bei der Mehrheit die Grunderfahrung einer unzureichenden und unangemessenen Teilhabe am gesellschaftlichen Reichtum nicht auslöschen können.

Tabelle 2: Gesellschaftlicher Status der Arbeiter

	Gesamt	Berufsgruppe		
	n	n	n	n
	134	41	42	51
	%	%	%	%
uneingeschränkt »unten«	56	46	67	56
»Mitte« im Sinne eines integrierten				
»Unten«, Arbeiter und Angestellte	18	39	10	8
»Mitte« im Sinne eines Mittelstandes				
unter Abgrenzung von einer Unterschicht	9	5	9	12
k. A., n. e.	17	10	14	24
	100	100	100	100

Verändert hat sich freilich nach unseren Befunden ein bedeutsamer Tatbestand: Arbeiter zu sein gilt heute zunehmend weniger als schicksalhaft vorgegebene, unentrinnbare Lagezuweisung, gesellschaftlicher Aufstieg im Sinne eines Aufstiegs aus der Arbeiterschaft erscheint individuell denkbar und möglich; obschon insbesondere die älteren Befragten z. T. explizit darauf hinweisen, daß sie selbst diese Chance nicht bzw. nicht mehr nutzen können, wohl aber die Kindergeneration. Lediglich eine Minderheit (10%, vgl. Tabelle 3) behauptet noch letztlich unüberwindbare Barrieren, die ein Entkommen aus der Arbeiterschaft grundsätzlich verhindern; ein Drittel verweist auf gesellschaftlich gesetzte Sperren, die aber überwunden werden können; und fast die Hälfte der Befragten unterstellt auch für den einzelnen Arbeiter die Chance, ohne gravierende Restriktionen einen sozialen Aufstieg nehmen zu können.

Tabelle 3: Gesellschaftliche Möglichkeiten, den Arbeiterstatus durch Aufstieg zu überwinden

	Gesamt	Berufgruppe		
	n	n	n	n
	134	41	42	51
	%	%	%	%
Eingebundenheit in den Arbeiterstatus bleibt dominant, Aufstiege sind Ausnahmen	10	8	12	10
Durchlässigkeit hat sich erhöht, es bleiben aber arbeiterspezifische Restriktionen	37	46	33	32
Durchlässigkeit ist gegeben, gravierende Restriktionen sind abgebaut	43	46	45	38
k. A., n. e.	10	—	10	20
	100	100	100	100

Die folgende drastische Beschreibung der Gefangenschaft im Status des Arbeiters, aus der nur Glück, Raffinesse oder exzeptionelle Begabungen den Einzelnen befreien können, ihn damit aber gleichzeitig auch von Familie und Klasse zu entfremden drohen – von einem Schiffbauer formuliert –, ist also bloß noch für eine Minderheit typisch:

»Bei sechs Richtigen im Lotto, Geld richtig anlegen, und dann so tun, als wenn man als Arbeiter aufsteigen kann. [. . .] Ja, aber sonst, ich weiß nicht, durch arbeiten kann man, glaube ich, nicht so weit nach oben, außer, der müßte wieder clever sein, Abendschule usw., usw., und sich dann in langwierigen Prozessen nach oben irgendwie arbeiten, müßte dann aber eben clever sein, geistig.« [F.: Klappt das dann?] »Das könnte nach meiner Meinung klappen. Oder ich müßte schon damals clever gewesen sein, so 'ne reiche Witwe geheiratet. Aber sonst würde ich da keine Möglichkeit sehen. Also, es ist jetzt blöde, was ich da gesagt habe, aber ich meine, sonst irgendeine Möglichkeit, das ist wohl Null von Tausenden, paar Mann eben schaffen das, die das wirklich vom kleinen Standard, vom Arbeiter aus, wo der Vater sein letztes Moos dafür hergibt, daß der Junge auf die höhere

Schule geht usw. Und der hat dann wirklich, also, weil er echt was auf dem Kasten hat, schafft es. Und dann nachher, seine Eltern sozusagen von oben runter anguckt und sagt: Möchte nicht gerne so sagen, daß das meine Eltern sind. Es gibt nur einen ganz geringen Prozentsatz, die das wirklich schaffen, aus einer Arbeiterfamilie etwas höheres zu werden und aufzusteigen. [. . .] Erstmal, meistens fehlt schon allein, wenn das Kind geistig auch so da ist, fehlen allein schon die Piselotten, das nötige Kleingeld fehlt einem. Dann sagt der Vater meistens noch, was willst du eigentlich, ich bin auch ein Arbeiter, wir sind durchgekommen, du kommst auch durch. Da sind die Einstellungen und so schon ganz anders. [. . .] Dadurch hat ein Kind schon gleich Vorteile, wenn die Eltern alleine schon vorgebildet gewesen sind. Die werden schon gleich anders erzogen.« (SB)

Für die Mehrheit haben gesellschaftliche Durchlässigkeit und sozialer Aufstieg einen eher undramatischen Charakter, primär als Chance einer graduellen Verbesserung der Arbeits- und Lebenssituation. Diese Aufstiegserwartung impliziert also nicht die Hoffnung auf den großen Glücksfall oder auf den Sprung des Tellerwäschers ins Lager der »Oberen«, sondern ist ein Reflex des tagtäglich miterlebten Wechsels vor allem in Positionen von Angestellten, zu denen auch intergenerative Verschiebungen und wechselseitige Durchlässigkeiten mehr »soziale Nähe« herstellten. Die Mechanismen des Aufstiegs lokalisiert man durchgängig im ausgebauten, gegenüber früher deutlich verbesserten Bildungsangebot sowie in der individuellen Bereitschaft und Fähigkeit, dieses Angebot aufzugreifen und für sich zu nutzen.

»[Ich kann aufsteigen], wenn ich das will. Also, wenn Voraussetzungen natürlich da sind, das ist klar. Wenn ich Facharbeiter mach', geh' zur Schule, studiere Schiffbau, Ingenieur vielleicht, dann weiterkommen, Oberingenieur. Ein Arbeiter kann in der Schule weiterkommen, er kann alles machen, wenn er das gerne möchte. Und das war ja damals nicht drin, früher nicht. Also, mein ich jedenfalls. Da fing es ja so an: Arbeiterjunge muß Arbeiter bleiben, so ungefähr. Heute kann jeder machen, was er will. Wenn er Zeug danach hat natürlich, das ist klar.« (SB)

»Ich denke an meine Familie, da waren 13 . . . Und da kann man sich nichts erlauben, da muß man raus und das sind dann die Arbeiter. Heutzutage, wenn ich ein Kind habe, was willst du werden? Dann geh' man noch zur Schule oder, das kann man sich erlauben heute, bezahlen wir, geh' man noch ein bißchen und dann ja, nun, liegt bei uns auf der Tasche. Nun mal ganz ehrlich, das konnten wir früher nicht. [. . .] Ich würde nie was dagegen dann sagen, wenn sie einen Wunsch hat, sie möchte weiter zur Schule gehen, dann soll sie das machen. Das konnten meine Eltern damals ja nicht machen. Wenn wir das gemacht hätten mit den andern allen, wer soll das bezahlen, das kostet ja auch Geld.« (SB)

»Ich bin der Meinung, daß jeder, wenn er Interesse hat, aus sich was machen kann, denn Möglichkeiten sind ja heutzutage geboten, daß man auf Abendschule geht oder Abendkurse, irgendwas machen kann. Man muß natürlich nur den Ehrgeiz dazu haben. [. . .] Als Arbeiter wird man nicht geboren, denn es gibt ja auch viele Arbeiterkinder, die auch intelligent sind und die studiert haben und so. Das kann man nicht sagen, das liegt ja auch an jedem selbst, wo wir anfangs von redeten, daß jeder selbst aus sich machen kann, wenn er Interesse hat.« (SB)

Die zentralen gesellschaftlichen Legitimationen der Chancengleichheit und der Leistungsadäquanz als soziale Zuweisungsmechanismen und die zugestandenen Gratifikationen haben bei der Mehrheit der Arbeiter insoweit verfangen,

als sie den Ausbruch aus ihrem benachteiligten gesellschaftlichen Status im Einzelfall für möglich halten. Allerdings werden von vielen sehr klar die Restriktionen betont, die es dem Arbeiter bislang erschweren, seinen Anspruch auf Chancengleichheit einzulösen, und die ihm erhöhte Leistungsbereitschaft und -fähigkeit abverlangen, wenn er dennoch seine Chance wahrnehmen will: Schwierigkeiten der Finanzierung, Unzulänglichkeiten der Institution Schule, Probleme bei der Kindererziehung im Arbeiter-Elternhaus:

»Sicher, wenn der Vater Arbeiter ist, dann hat man die Chance ja nicht so, als wenn mein Vater Generaldirektor wär. Der hat ja mehr Geld wie ich, der kann sie auf Schulen schicken. Der hat ja eine andere Erziehung wie ein Arbeiterkind. Er kommt aus ganz anderem Milieu. [. . .] Ich mein, mein Ältester hat auch sein Diplom gemacht, ist auch ein Arbeiterkind, mein Junge hat dazu auch bestimmte Begabung gehabt. Die anderen [Kinder] ja nicht, die wollten das nicht. Aber wenn ich meinetwegen rauf zum Generaldirektor komme, dessen Sohn wird ja in einem ganz anderen Milieu groß. Der kommt ja nur mit Akademikern zusammen, der hat ja nur dieses, was unsere Kinder ja doch nicht bekommen. Die kommen ja mehr auch wieder mit Arbeiterkindern zusammen. Man muß schon Lust und Liebe haben, um dann studieren zu wollen oder dieses und jenes zu machen. Ich muß erst Lust dazu haben, weil ich das ja nicht von zu Hause kenne.« (RS)

»Es geht von vornherein schon in der Familie los, nicht, die sozialen Verhältnisse. Hier in [. . .] kann man das sehr kraß sehen. Das sehe ich jetzt z. B. an meiner Tochter, die geht jetzt 4. Klasse, nicht. Die Schulen z. B., wie unterschiedlich die Schulen schon sind, nicht, wie die Kinder hier behandelt werden und drüben in der [. . .], wie die Kinder da getrimmt werden, nicht, auf Oberschule und Mittelschule. Hier doch nicht, überhaupt nicht. Wenn ich das bei meiner Tochter sehe, die hat jetzt jedes Jahr einen anderen Lehrer, und dann in einem Jahr noch etliche andere Lehrer, denn ist der Lehrer öfter mal krank und dies und das. Was soll aus den Kindern werden? Man muß als Elternteil soviel dahinterstecken, um das Kind überhaupt einigermaßen zu versuchen, auf eine höhere Schule zu kriegen, nicht. Die meisten Erwachsenen oder so, die sehen das gar nicht so, nicht, die passen nur auf, daß die Schularbeiten fertig sind, gute Noten usw., aber die stecken nicht genug hinter, nicht. Hier muß das die Familie machen praktisch, nicht. In anderen Schulen macht das mehr die Schule, nicht, da fangen die Förderstunden an, wenn sie eine 4 oder eine 3 haben, dann fangen da die Förderstunden an. Hier kriegen sie erst mit 5 oder 6 Förderstunden oder sowas, dementsprechend ist hier der ganze Durchschnitt noch schlechter hier in [. . .] als drüben. Also, die ist hier praktisch, ist der Arbeiterteil und drüben auf der anderen Seite, ist der andere Teil, ist ja allgemein bekannt, und das ist in anderen Städten wohl das gleiche.« (ES)

Weil aber die Ideologie der Leistungsgerechtigkeit übernommen wird und gesellschaftliche Mobilität dem Einzelnen reale Verhaltensmöglichkeiten eröffnet, erscheint der Ausstieg aus der Arbeiterschaft zunehmend primär an die Leistungskapazität des Einzelnen gebunden. Der Selbstvorwurf gerade bei den jüngeren Befragten verschärft sich, soziale Angebote nicht wahrgenommen zu haben; kollektiv befestigt diese Einschätzung ein Bild vom Arbeiter, der sein Verbleiben in seinem Status auch seiner Bequemlichkeit, mangelndem Ehrgeiz und beschränkter Intelligenz zuzuschreiben habe. Immerhin etwa ein Viertel im Sample der Werftarbeiter macht diese Negativzurechnung geltend.

»Arbeiter, die wird es auch immer geben, kann nicht jeder die gleiche Schulbildung haben wie ein anderer. Jeder möchte natürlich einen guten Posten haben, aber für jeden reicht das ja wohl nicht, geistig. Also wird es Arbeiter wohl geben müssen, denn ohne Arbeiter geht es ja nicht. Wer Arbeiter ist, ist letztlich selber schuld dran, denn der kann ja versuchen, was anderes zu werden, er braucht ja kein Arbeiter zu werden. [. . .] Der es nicht schafft, dem bleibt ja wohl nichts anderes übrig als irgendeinen Handwerksberuf zu nehmen und Arbeiter zu werden.« (ES)

»Jeder Arbeiter kann durch Abendkurse höher kommen. Warum nicht. Wie gesagt, man muß aber dann auch was leisten und man muß Köpfchen haben, man muß fleißig sein. Man kann es ja so sagen: So, ich bin Arbeiter, ich hab's zu nichts gebracht, entweder ich war zu dumm oder ich hatte keine Lust oder irgendwie was. Man kann selbstkritisch sein. Aber es ist ja jedem frei, heute kein Arbeiter zu sein. Er muß aber was dafür tun.« (ES)

[F: Wer wird heute Arbeiter?] »Ja, hat selber schuld sozusagen, aber Arbeiter muß es auch geben, es können ja nicht alle was werden. Es müssen ja welche Arbeiten. Hätte einer das Zeug dazu, was anderes zu werden oder durch Gleichgültigkeit oder irgendwas oder an den Eltern oder was kann es dran liegen, daß sie nichts werden oder vielleicht nur Arbeiter bleiben oder höher kommen. Wer das Zeug dazu hat, kann heute auf die höhere Schule gehen. Früher war das so, wer Arbeiter war, der blieb Arbeiter. Waren nur die, die höhere Schulen besuchten, ja, das waren nur die Bessergestellten, die Geld hatten. Da kam kein Arbeiter hin und wenn er noch so lernen konnte, nicht. Ich konnte keine höhere Schule besuchen, das gab es nicht. [. . .] Aber jetzt hat man ja mehr Aussichten, die Jugendlichen, nicht, die können was lernen.« (RS)

Obwohl bisher keinesfalls Meinungsmehrheit, scheint die Auffassung sich zu verbreiten, die die Zugehörigkeit zur Arbeiterschaft als Ergebnis eines negativen Selektionsprozesses interpretiert und individuelle Schuld- und Selbstschuldvorwürfe damit verbindet. Demgegenüber erkennen zwar die meisten Arbeiter die Restriktionen, die den Ausstieg aus der Arbeiterschaft auch nur in untere Angestelltenpositionen nach wie vor zu einem schweren, opferreichen Gang machen, aber die Barrieren gelten als überwindbar, Arbeiter sein hat für sie den Anstrich des Schicksalhaften verloren.

Wenn also für die Mehrheit der Werftarbeiter nicht länger ein Leistungsbewußtsein kennzeichnend ist, das für sich Priorität gegenüber anderen Arbeitsbeiträgen beansprucht, und angesichts der Beobachtung »gesellschaftlicher Durchlässigkeit« ein bestimmendes Merkmal des Kollektivbewußtseins verdrängt wird, dann erhebt sich die Frage nach den Konsequenzen dieses Wandels für ihr *soziales Selbstverständnis*. Gibt es Tendenzen, sich gesellschaftlich neu zuzuordnen, nachdem die Kategorie »Arbeiter« zwar noch das Mal »körperlich Schaffender« und »gesellschaftlich Benachteiligter« trägt, positive Bestimmungen des Identitätsbezuges sich aber reduziert haben? Im Sinne einer solchen Neubestimmung könnten unterhalb der »Arbeiter«-Kategorie berufs- bzw. arbeitsprozeßlich begründete Differenzierungen an Bedeutung gewinnen und in gleichsam neoständischer Form eine Basis für soziale Zuordnung und Identitätsfindung, jedenfalls für einige Teilkollektive, schaffen. Nach unseren Ergebnissen gilt allerdings eine derartige Neubestimmung selbst für jene

Werftarbeiter nicht, die durch ein besonderes berufliches Selbstbewußtsein gekennzeichnet sind: Die Rohrschlosser machen keinerlei Anstalten, sich als Teilkollektiv auszugliedern und als Arbeiter besonderer Güteklasse gesellschaftlich zu definieren. Für die Schiffbauer und Schweißer läßt selbst dann, wenn sie einschlägig gelernt haben, der betriebliche Arbeitseinsatz dafür keinen Raum: Oft stehen Ungelernte und Gelernte bei gleicher Entlohnung am gleichen Arbeitsplatz. Damit wird der gemeinsame Beitrag der Arbeiter im gesamtbetrieblichen Leistungskollektiv noch unterstrichen; für die Ausbildung eines Berufsbewußtseins auch als Bezugspunkt für gesellschaftliche Zuordnung werden die Bedingungen also sogar erschwert und Legitimationen eher zerstört. Dieses Problem wird von den Befragten durchaus ausgesprochen, doch es scheint für die meisten bereits seine Brisanz eingebüßt zu haben:

»Heute werden keine Unterschiede mehr gemacht. Ich mein, schön, ich kann sagen, ich bin gelernter Schiffbauer, und der andere sagt, ich bin Ungelernter. [. . .] Er macht seine Arbeit genau wie ich auch. Der eine kann ein bißchen mehr und der andere ein bißchen weniger, dann hilft man eben mit [. . .], das ist kein großer Unterschied mehr. [. . .] Sind beide Arbeiter, arbeiten muß ich, arbeiten muß er.« (SB)

»Na ja, was heißt Facharbeiter, ich meine ja, Facharbeiter, jeder, es gibt ja Arbeiter z. B., die haben sich das angelernt und die sind manchmal besser wie die Facharbeiter, bloß daß die anderen den Brief haben, nicht wahr. Und die anderen haben nicht den Brief. [. . .] Es kommt auf jeden selbst dadrauf an, wie er sein Leben oder seine Arbeit gestaltet, nicht. Und wie er sich bemüht, seine Arbeit zu verrichten.« (ES)

Als Orientierung bei der eigenen gesellschaftlichen Plazierung wird von der überwiegenden Mehrheit der Werftarbeiter eine Kategorie oberhalb des »Arbeiters« positiv aufgenommen, die zwar begrifflich unscharf bleibt und sich an blasse sozial-statistische Bezeichnungen wie »abhängig Beschäftigte« und »Erwerbstätige« oder an das arbeitsrechtliche Begriffskonstrukt »Arbeitnehmer« anlehnt, die aber inhaltlich eine neue soziale Zuordnung intendiert und insbesondere die Hierarchie zwischen Arbeitern und Angestellten zu unterlaufen oder offensiv zu überwinden trachtet.

Nach unserem Material ist es selbst in einer für die Arbeiterbewegung so traditionsreichen Industrie wie der Werft und bei Belegschaftskadern, deren Arbeitssituation in ihrem fachlichen ebenso wie in ihrem physischen »Anforderungsprofil« noch exzeptionell der Skala klassischer Industriearbeit entspricht, nur noch eine Minderheit, die bewußt am Begriff des Arbeiters als positiver, identitätssichernder Bestimmung ihrer gesellschaftlichen Lage festhält und sich damit dezidiert von anderen sozialen Gruppierungen absetzen will. »Ich bin stolz, ja, daß ich 'n Arbeiter bin. Mein Vater war Arbeiter, und ich hätte gar nichts anderes werden wollen. Mir macht die handwerkliche Arbeit Spaß.« Die Unterschiede auch zur realen betrieblichen und gesellschaftlichen Lage der Angestellten werden von diesen Arbeitern in aller Regel für so gravierend erachtet, daß sie den Begriffsimperialismus der Bezeichnung »Arbeitnehmer« rasch als »schöne Worte« oder gar als bewußte »Augenwischerei« enttarnen. Die große Mehrheit jedoch greift den im Interview

thematisierten Begriff »Arbeitnehmer« positiv als eine übergeordnete Kategorie für die eigene soziale Einstufung auf. Die Begründungen dafür schwanken zwischen der Hoffnung und voluntaristischen Erwartung einerseits, sich mittels dieser Bezeichnung von Negativ-Assoziationen befreien sowie Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten insbesondere gegenüber den Angestellten einebnen zu können, und der Feststellung andererseits, daß in der betrieblichen und gesellschaftlichen Wirklichkeit die Differenzen zwischen diesen Gruppierungen tendenziell bereits abgebaut seien und eine gemeinsame Benennung dem lediglich Rechnung trage.

Für die Haltung derer, die sich von der begrifflichen Neufassung Veränderungen versprechen, ist bezeichnend, daß sie zwar durchaus materiale Benachteiligungen, etwa in bezug auf die Lohnhöhe und Lohnform, den Versicherungsstatus und die Arbeitsbedingungen, gegenüber den Angestellten hervorheben, ihr Hauptargument aber das gesellschaftliche Negativ-Image der Arbeiter ist, das sich gerade im Dünkel des Angestelltenselbstverständnisses widerspiegeln.

»Na ja, Büroleute muß es ja auch geben. Muß ja auch, der Schreibkram muß ja auch gemacht werden. [. . .] vom Arbeitnehmer sprechen, ja, wäre besser, [. . .] nicht so viel Hochnäsigkeit. Würde dann da wegfallen, der als Angestellter, ich bin nur Arbeiter.« (ES)

»Ja nun, man soll nicht gerade sagen Arbeiter und Angestellte. Aber Arbeitnehmer sind sie ja alle in dem Moment. Ich meine, das klingt auch ein bißchen anders, das sieht nicht so proletenhaft aus, nicht, so wie das früher noch so war, als wenn wir noch so die alte Zeit hätten, nicht. Da war früher bei Kaiser Wilhelm, da war das noch möglich. Aber heute doch in unserer Zeit nicht mehr.« (RS)

»Nur man stempelt eben, die eben mehr so mit der Hand arbeiten, weniger mit Kopf, nicht, so denkt man eigentlich, daß das mehr die Arbeiter sind und die eben im Büro sitzen und so, sind eben die Angestellten. Man sagt das eben so, das wird ja auch vom Staat her so eingeführt, nicht, das sind Arbeiter und die da angestellt sind, sind eben Angestellte, nicht, ja. Aber eigentlich angebracht ist der Unterschied nicht, die Menschen praktisch, das wäre besser, wenn man sich diese Redensart abgewöhnen würde, nicht.« (ES)

»Wenn man es bewußt bringt, Arbeiter und Angestellte, um einen Unterschied reinzubringen; um das abzuschaffen, könnte man besser das Wort »Arbeitnehmer« gebrauchen, wenn sich auch viele Angestellte als etwas besseres dünken.« (SB)

Doch die Mehrheit argumentiert bereits anders. Sie erblickt in der gemeinsamen Bezeichnung »Arbeitnehmer« den begrifflichen Nachvollzug einer bereits faktischen Angleichung. Dabei heißt für sie Angleichung nicht etwa, Arbeiter und Angestellte seien als gesellschaftlich identische Gruppen zu verstehen und hätten nicht, jede für sich, noch ihre besonderen Merkmale; und in den Augen der meisten dieser Arbeiter haben die Angestellten nach wie vor soziale Vorrechte. Aber das Bewußtsein von einem funktional gegliederten betrieblichen und gesellschaftlichen Leistungskollektiv und von vermehrten Zugangschancen gerade zu Berufen des traditionellen Angestelltenbereichs läßt mehr und mehr nicht nur die Tätigkeit der Angestellten als »Arbeit« gelten, sondern

schärft überdies die Einsicht, daß auch der Angestellte arbeiten *muß*. Mit dem Bewußtsein von einer funktionsbezogenen Gleichstellung sowie mit Tendenzen gesellschaftlicher Annäherung und Mobilität korrespondiert also das der gemeinsamen Abhängigkeit im Verwertungsprozeß – herkömmliche Legitimationen der Fraktionierung erscheinen überholt. Die Abgrenzungsnotwendigkeit gegenüber den Angestellten verliert in dem Maße an Bedeutung, wie in der Kategorie der Lohnarbeit eine grundsätzliche Gemeinsamkeit der gesellschaftlichen Stellung konstatiert wird gegenüber jenen, die von ihrem Kapital leben. Der gemeinsame Zwang zur Reproduktionssicherung durch Arbeit und die Anerkennung der nicht-manuellen Tätigkeit als eines gleichrangigen Beitrags im Leistungskollektiv begründet das Votum für die Einstufung und Selbsteinstufung »Arbeitnehmer«.

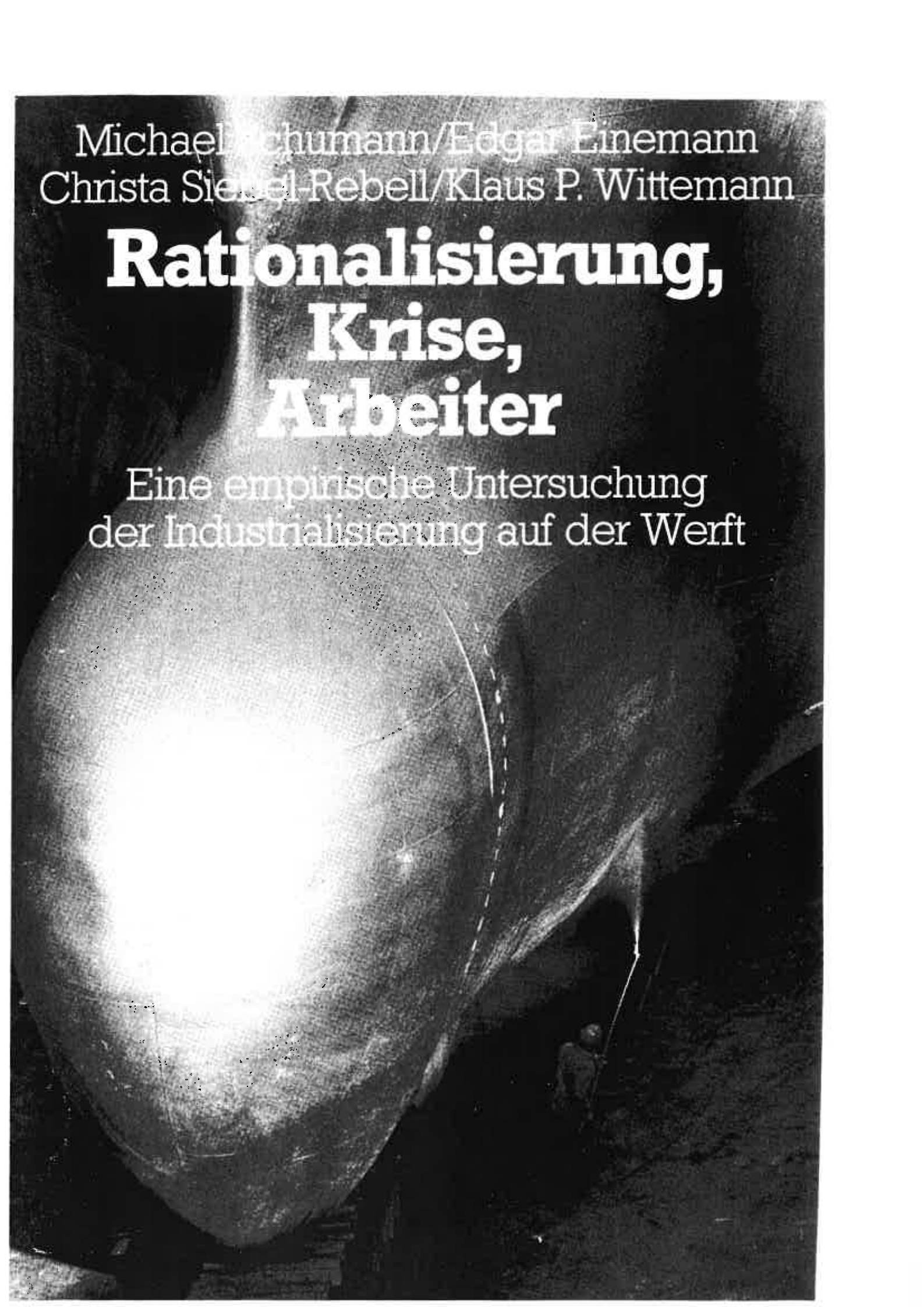
»Ja, wir sind ja im Grunde genommen sind wir alles Arbeitnehmer. Ich mein, der eine hat eine leichtere, der andere eine schwerere Tätigkeit, aber im Grunde genommen, wollen mal sagen, der Meister so, oder der technische Zeichner, oder auch ein Ingenieur z. B., das sind Arbeitnehmer, die kommen alle hierher, um Geld zu verdienen, die müssen ihre Arbeit ja auch machen.« (SB)

»Es sind ja alles Arbeitnehmer, die Angestellten und die Arbeiter auch. Die kriegen ja auch ihr Geld und müssen auch zur Werft kommen. Sie sind genau solche Arbeiter, wie wir auch, obwohl die den ganzen Tag im Büro sitzen.« (ES)

»Sicher, er muß ja arbeiten, um am Leben zu bleiben. Er muß ja Geld verdienen. Ob das nun ein Ingenieur ist oder ein Meister oder ein Ausbilder, sind ja Arbeiter. Sicher, da gibt es Standesunterschiede, aber ein Arbeiter ist er trotzdem. Auch ein Angestellter ist ein Arbeiter. Sicher, er ist im anderen Stand, [...] aber er ist auch Arbeiter. [...] Meistens wird man ja erst Arbeiter, wenn man mit den Händen arbeitet, meint man ja. Nach meiner Meinung ist nur Arbeiter, der Geld verdienen muß. Ich mein, wenn ich ein Unternehmer bin, dann bin ich ja kein Arbeiter.« (RS)

Die Brüchigkeit des sozialen Selbstverständnisses als »Hand«-Arbeiter scheint also eine Tendenz zu unterstützen, sich gesellschaftlich als »Arbeitnehmer« der Kategorie des Lohnarbeiters oberhalb der traditionellen Differenzierung in Arbeiter und Angestellte zuzurechnen. Gerade die politisch bewußten Werftarbeiter neigen nach unseren Erkenntnissen dazu, diese Gemeinsamkeit »abhängiger Arbeit« als fraktionsübergreifende Statusbeschreibung zu betonen. Gewerkschaftspolitisch gelesen heißt das: Innerhalb der Arbeiterschaft nimmt die Gruppe jener ab, die eine rigide Abgrenzung gegenüber den Angestellten und eine Konzentration auf die Vertretung von Arbeiterinteressen fordern. Die Einsicht in gemeinsame Momente abhängiger Arbeit und die dadurch bestimmte kollektive Interessenlage von Arbeitern und von Angestellten wächst. Ob sich freilich hierin ein Sozialverständnis abzeichnet, das polare gesellschaftliche Herrschaftsstrukturen zu identifizieren, gemeinsame Interessen zu artikulieren und kollektive Kämpfe zu deren Durchsetzung zu fördern vermag, muß zunächst offen bleiben. Die Gefahr, daß der gesellschaftliche Gegner diffus bleibt, sich zwischen den »abhängig Arbeitenden« als zunächst vereinzelt Besitzern der Ware Arbeitskraft kein Konsens herausbildet bzw. neue Abgrenzungen und auch Fraktionierungen aufgebaut werden

und so die Interessendurchsetzung insgesamt erschwert wird, ist jedenfalls ebenso zu bedenken wie die Möglichkeit, daß mit der Überwindung obsoleter Fraktionierung Kräfte freigesetzt werden für eine radikale Wahrnehmung der Interessen der Lohnabhängigen.



Michael Schumann/Edgar Einemann
Christa Siebel-Rebell/Klaus P. Wittemann

Rationalisierung, Krise, Arbeiter

Eine empirische Untersuchung
der Industrialisierung auf der Werft

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Rationalisierung, Krise, Arbeiter : e.
empir. Unters. d. Industrialisierung auf
d. Werft / Michael Schumann . . . – Frank-
furt am Main : Europäische Verlagsanstalt,
1982.

ISBN 3-434-00514-5

NE: Schumann, Michael [Mitverf.]

© 1982 by Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt am Main

Motiv: Dokumentarfoto, © by dpa Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung nach Entwürfen von Rambow, Lienemeyer und van de Sand

Produktion: Klaus Langhoff, Friedrichsdorf

Gesamtherstellung: Georg Wagner KG, Nördlingen

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags,
der Rundfunksendung sowie der fotomechanischen Wiedergabe, auch einzelner Teile.

Printed in Germany

ISBN 3-434-00514-5

III. Literaturverzeichnis

- Altmann, Norbert; Bechtle, Günter; Lutz, Burkhard: *Betrieb-Technik-Arbeit. Elemente einer soziologischen Analytik technisch-organisatorischer Veränderungen*, Frankfurt/New York 1978
- Baethge, Martin; Bauer, Wolfgang; Mohr, Wilma; Schöll-Schwinghammer, Ilona; Schumann, Michael: *Sozialpolitik und Arbeiterinteresse*, Frankfurt 1976
- Baethge, Martin; Schumann, Michael: »Legitimation und Staatsillusion im Bewußtsein der Arbeiter«. In: Osterland, Martin (Hrsg.): *Arbeitssituation, Lebenslage und Konfliktpotential*, Frankfurt 1975
- Bechtle, Günter: *Betrieb als Strategie. Theoretische Vorarbeiten zu einem industriesoziologischen Konzept*, Frankfurt/New York 1980
- Berger, Hartwig: *Untersuchungsmethode und soziale Wirklichkeit*, Frankfurt 1974
- Bergmann, Joachim; Jacobi, Otto; Müller-Jentsch, Walther: *Gewerkschaften in der Bundesrepublik*, Frankfurt 1975
- Bierbaum, Christiane; Bischoff, Joachim; Herkommer, Sebastian; Maldaner, Karlheinz: »Bewußtseinsformen des Alltagslebens«. In: *Beiträge zum wissenschaftlichen Sozialismus* 3/77 (= Heft 12), Hamburg-Westberlin 1977
- Bierbaum, Christiane; Bischoff, Joachim; Eppenstein, David; Herkommer, Sebastian; Maldaner, Karlheinz; Martin, Arnhold: *Ende der Illusion?*, Köln 1977
- Bischoff, Joachim; Maldaner, Karlheinz (Hrsg.): *Kulturindustrie und Ideologie*, Teil 1: *Arbeiterkultur, Theorie des Überbaus, Freizeit, Sport*, Hamburg 1980
- Bispinck, Reinhard; Zwingmann, Bruno: »Aspekte der gewerkschaftlichen Humanisierungspolitik und ihrer infrastrukturellen Voraussetzungen«. In: *WSI-Mitteilungen*, 34. Jahrgang, Heft 2, Köln 1981.
- Böhle, Fritz; Sauer, Dieter: »Intensivierung der Arbeit und staatliche Sozialpolitik«. In: *Leviathan* 1/75, Düsseldorf 1975
- Bosch, Gerhard: *Arbeitsplatzverlust. Die sozialen Folgen einer Betriebsstillegung*, Frankfurt 1978
- Brandt, Gerhard; Kündig Bernard; Papadimitriou, Zissis; Thomae, Jutta: *Computer und Arbeitsprozeß*, Frankfurt/New York 1978
- Brandt, Gerhard: »Die Zukunft der Arbeit in der »noch industriellen« Gesellschaft«, Vortragsmanuskript 1980
- Brandt, Gerhard: »Einleitende Bemerkungen zum Thema »Technologieentwicklung, Rationalisierung und Humanisierung«.« In: *Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung* 53, Nürnberg 1981.
- Brumlop, Eva; Rosenbaum, Wolf: »Humanisierung der Arbeitsbedingungen« durch gewerkschaftliche Tarifpolitik«. In: Bergmann, Joachim (Hrsg.): *Beiträge zur Soziologie der Gewerkschaften*, Frankfurt 1979
- Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (DIW), Hrsg. R. Krengel u. a.: *Produktionsvolumen und -potential, Produktionsfaktoren der Industrie im Gebiet der Bundesrepublik Deutschland*, Berlin 1973, 1976, 1978
- Döbert, Rainer; Habermas, Jürgen; Nunner-Winkler, Gertrud (Hrsg.): »Einleitung« zu: *Entwicklung des Ichs*, Köln 1977, S. 9 f.
- Doermer, Claudia: »Zum Umgang mit Schwangerschaft in restriktiven Arbeitssituationen«, unveröffentlichtes Manuskript, Norheim 1980
- Düll, Klaus; Sauer, Dieter; Schneller, Irmtraut; Altmann, Norbert: *Öffentliche Dienstleistungen und technischer Fortschritt*, Frankfurt/München 1976
- Dybowski, Gisela; Thomssen, Wilke: *Praxis und Weiterbildung, Forschungsbericht*, Berlin 1977
- Esser, Josef; Fach, Wolfgang; Gierzewski, Gerd; Vöth, Werner: »Krisenregulierung-

- Mechanismen und Voraussetzungen«. In: *Leviathan*, Jahrgang, Heft 1 (1/79), Opladen 1979
- Esser, Josef; Fach, Wolfgang: »Gewerkschaften als Säule im »Modell Deutschland?« In: Jacobi, Otto; Müller-Jentsch, Walter; Schmidt, Eberhard (Hrsg.): *Moderne Zeiten – alte Rezepte. Kritisches Gewerkschaftsjahrbuch 1980/81*, Berlin 1980
- Fricke, Else; Fricke, Werner; Schönwälder, Manfred; Stiegler, Barbara: *Qualifikation und Beteiligung, Forschungsbericht*, Bonn 1979
- Goffmann, Erving: *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*, Frankfurt 1977
- Goldthorpe, John H.; Lockwood, David; Bechhofer, Frank; Platt, Jennifer: *Der »wohlhabende« Arbeiter in England*, München 1970
- Groskurth, Peter; Volpert, Walter: *Lohnarbeitspsychologie*, Frankfurt 1975
- Habermas, Jürgen: »Stichworte zu einer Theorie der Sozialisation«. In: Habermas, Jürgen: *Kultur und Kritik*, Frankfurt 1973
- Hack, Lothar; Brose, Hanns-Georg; Czasny, Karl; Hack, Ingrid; Hager, Frithjof; Moser, Roland; Viesel, Karin: *Leistung und Herrschaft*, Frankfurt/New York 1979
- Herkommer, Sebastian; Bierbaum, Heinz: *Industriesoziologie: Bestandsaufnahme, Kritik, Weiterentwicklung*, Stuttgart 1979
- Herkommer, Sebastian; Bischoff, Joachim; Lohauß, Peter; Maldaner, Karlheinz; Steinfeld, Friedrich: *Gesellschaftsbewußtsein und Gewerkschaften*, Hamburg 1979
- Heseler, Heiner; Ortlieb, Franz: »Ökonomische Gründe für technische und arbeitsorganisatorische Veränderungen im Schiffbau in der Bundesrepublik Deutschland«, Manuskript, Bremen 1978
- Hildebrandt, Eckart: »Feuern ohne zu Heuern. Betriebs- und Personalpolitik in der Krise. Am Beispiel der Automobilindustrie«. In: *Probleme des Klassenkampfes. Zeitschrift für politische Ökonomie und sozialistische Politik*, Heft 26, 1/77, Berlin 1977
- Hoffmann, Rainer-W.: *Arbeitskampf im Arbeitsalltag. Formen, Perspektiven und gewerkschaftspolitische Probleme des verdeckten industriellen Konflikts*, Frankfurt/New York 1981
- Hopf, Christel: »Die Pseudo-Exploration-Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung«. In: *Zeitschrift für Soziologie*, Band 7, Köln 1978
- Jacobi, Otto: »Neue Aspekte der Tarifpolitik«. In: *Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung* 53, Nürnberg 1981.
- Jaeger, Hermann: *Grundzüge der Struktur des Arbeiterbewußtseins*, Dissertation, Frankfurt 1975
- Kern, Horst; Schumann, Michael: *Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein*, Frankfurt 1970
- Kern, Horst; Neumann, Uwe: »Rationalisierung und Entwicklung der Arbeitsbedingungen in der Metallindustrie Baden-Württembergs«. In: Brumlop, Eva; Kern, Horst; Neumann, Uwe; Rosenbaum, Wolf; Schauer, Helmut; Sperling, Hans-Joachim: *Vorstudien zum BMFT-Projekt: Tarifvertragliche Regelungen zur Verbesserung industrieller Arbeitsbedingungen, Forschungsbericht*, Göttingen 1977.
- Knapp, Gudrun-Axeli: *Identifikation und Gleichgültigkeit. Methodische Probleme bei der empirischen Erfassung der Beziehungen von Lohnarbeitern zur Industriearbeit*, Dissertation, Hannover 1980
- Krappmann, Lothar: *Soziologische Dimensionen der Identität*, Stuttgart 1972
- Kudera, Werner; Mangold, Werner; Ruff, Konrad; Schmidt, Rudi; Wentzke, Theodor: *Gesellschaftliches und politisches Bewußtsein von Arbeitern*, Abschlußbericht, Erlangen 1976
- Langer, Jürgen: *Ziele und Auswirkungen der Subventionierung der Werftindustrie in der Bundesrepublik Deutschland*, Dissertation, Hamburg 1974

- Lempert, Wolfgang; Hoff, Ernst; Lappe, Lothar: *Konzeption zur Analyse der Sozialisation durch Arbeit*, Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Berlin 1979
- Lichte, Rainer: *Betriebsalltag von Industriearbeitern*, Frankfurt 1978
- Luckmann, Thomas; Sprondel, Walter Michael: »Einleitung« zu: *Berufssoziologie*. In: Luckmann/Sprondel (Hrsg.): *Berufssoziologie*, Köln 1972
- Lutz, Burkhard; Schmidt, Gert: »Industriesoziologie«. In: René König (Hrsg.): *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, Band 8, 2. Auflage, Stuttgart 1977
- Marx, Karl: *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*, Berlin 1953
- Marx, Karl: *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*. In: Karl Marx/Friedrich Engels, *Werke (MEW)*, Bd. 23-25, Berlin 1962.
- Mendner, Jürgen H.: *Technologische Entwicklung und Arbeitsprozeß. Zur reellen Subsumtion der Arbeit unter das Kapital*, Frankfurt 1975
- Mickler, Otfried; Dittrich, Eckard; Neumann, Uwe: *Technik, Arbeitsorganisation und Arbeit*, Frankfurt 1976
- Mickler, Otfried: *Facharbeit im Wandel. Rationalisierung im industriellen Produktionsprozeß*, Frankfurt/New York 1981
- Negt, Oskar; Kluge, Alexander: *Öffentlichkeit und Erfahrung*, Frankfurt 1972
- Neuendorff, Hartmut; Sabel, Charles: »Zur relativen Autonomie der Deutungsmuster«. In: Bolte (Hrsg.): *Materialien aus der soziologischen Forschung*, Darmstadt und Neuwied 1978
- Offe, Claus: *Strukturprobleme des kapitalistischen Staates*, Frankfurt 1972
- Osterland, Martin: »Innerbetriebliche Arbeitssituation und außerbetriebliche Lebensweise von Industriearbeitern«. In: Osterland, Martin (Hrsg.): *Arbeitssituation, Lebenslage, Konfliktpotential*, Frankfurt 1975
- Ottomeyer, Klaus: *Soziales Verhalten und Ökonomie im Kapitalismus*, Erlangen 1970
- Popitz, Heinrich; Bahrdt, Hans Paul; Jüres, Ernst August; Kesting, Hanno: *Das Gesellschaftsbild des Arbeiters*, Tübingen 1957
- Rohmert, Walter: »Physische Beanspruchung«. In: Schmidtke, H. (Hrsg.): *Ergonomie 1*, München 1973
- Schauer, Helmut; Dabrowski, Hartmut; Neumann, Uwe; Sperling, Hans-Joachim: »Tarifvertragliche Regelungen zur Verbesserung industrieller Arbeitsbedingungen«, vervielfältigtes Manuskript, Göttingen 1981
- Sozialistische Studiengruppen (SOST): »Klassenverhältnisse und Subjekt«. In: *Sozialismus* 4/81, Hamburg 1981
- Thomssen, Wilke: *Einige Aspekte der Analyse von Deutungsmustern*, Manuskript 1977
- Weltz, Friedrich: »Der betriebliche Innovationsprozeß – Thesenpapier«, Manuskript, München 1980
- Zeuner, Bodo: »Solidarität mit der SPD oder Solidarität der Klasse? Zur SPD-Bindung der DGB-Gewerkschaften«. In: *Probleme des Klassenkampfes. Zeitschrift für politische Ökonomie und sozialistische Politik*, Heft 26, 1/1977, Berlin 1977